

Kapitel 1

Als ich geschnappt wurde

Ich gab meiner Freundin Conny noch einen Kuss und verabschiedete mich. Aber es war nicht wie sonst, dieses Mal war irgendwie ganz anders. Die Umarmung war intensiver, länger – wenn auch nur um eine Millisekunde. Es fühlte sich an wie eine Verabschiedung, die nicht nur bis zum Abend sein würde.

Wenige Stunden später saß ich im Aufenthaltsraum meines Arbeitgebers in der Schweiz und wie so oft trank ich ein Red Bull während meiner Pause; heute schmeckte es mir allerdings nicht so gut wie sonst. Und das musste was heißen, denn ich war schon immer ein Junkie dieses Getränks gewesen. Aber an diesem Tag fühlte ich mich einfach nicht so wohl in meiner Haut.

Und dann geschah der Moment, der mein ganzes Leben verändern sollte.

Ich wollte gerade ansetzen, um einen Schluck zu nehmen, dann wurde ich stutzig: Ich nahm aufgeregte Stimmen wahr, die immer näher zu kommen schienen. Ich wusste nicht, ob ich mir das einbildete, doch ich meinte gehört zu haben, wie irgendwelche Personen in dem Meer aus Stimmen meinen Namen riefen

So gab ich das mit dem Trinken auf und beschloss, aufzustehen, um mir einen Überblick über die Lage zu verschaffen – doch als ich mich auf die Beine begab und umdrehte, sah ich einen dunkel gekleideten Mann vor mir stehen. Er sah nicht aus, als wäre er offen für irgendwelche Spielchen – und ehe ich mich versehen konnte, schlug er mir das Red Bull aus der

Hand. Mein Instinkt sagte mir, dass jetzt der Zeitpunkt wäre, den Macker zu spielen und mich zu beschweren, schließlich ging es um mein Lieblingsgetränk. Aber so erbärmlich und schuldig, wie ich mich zu diesem Zeitpunkt fühlte, hätte ich die Worte noch so sehr herauszwingen können – es wäre so oder so vergebens gewesen.

Mein Mund ähnelte einer Wüste irgendwo in der Sahara (wo ich übrigens tausend Mal lieber gewesen wäre als in der Situation, in der ich mich gerade befand): Er war komplett trocken und es kam mir wahrscheinlicher vor, dass ich Sandkörner spucken würde, als dass auch nur annähernd zusammenhängende Sätze herauskommen würden.

In mir schien sich Panik aufzubauen, mir war zu weinen zumute und obwohl ich ahnen konnte, weshalb das hier gerade passierte, fühlte ich mich so fehl am Platz wie vermutlich noch nie zuvor in meinem Leben. Mein Unterbewusstsein hatte bereits verstanden, dass ab diesem Moment nichts mehr so sein würde wie zuvor. Ich wurde ertappt. Jetzt war das Ende meiner Lügen, und das Kartenhaus, welches ich mir so mühsam aufgebaut hatte, schien endgültig umgeworfen worden zu sein.

Ich versuche heute noch, mich an die nachfolgenden Sekunden zu erinnern, doch der Schock scheint sie gelöscht zu haben. Ich weiß nur noch, dass ich am Boden lag, mit einem Sack über dem Kopf, welcher mir das Sehen unmöglich machte, und ich spür-

te Personen, die sich auf mich geworfen hatten. Polizisten vermutlich. Ich konnte nicht beurteilen, was größere Schmerzen verursachte: die Polizisten, die auf mir knieten, oder die Handschellen, die mir angelegt wurden, welche so unfassbar eng waren, dass sie unmöglich für Handgelenke wie meine gemacht sein konnten. Ich hatte ernsthaft das Gefühl, dass sie mir die Arme brechen wollten, um diese Teile irgendwie zusammenzubringen. Vielleicht war das die erste Bestrafung.

Da war ich nun, zwischen lauter Polizisten, die mich hochrissen und an allen meinen Arbeitskollegen vorbei abführten, welche ich zwar nicht sehen konnte, doch ich wusste, dass sie gerade eben noch im Raum gewesen waren. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, was die wohl von mir dachten. War es ihnen scheißegal, was mit mir passierte? Oder gönnten sie es mir? Ich schob die Gedanken schnell wieder beiseite, denn ich wusste nicht, welche der Optionen ich schlimmer fand, und das fühlte sich noch beschissener an. Ich für meinen Teil kam mir jedenfalls vor, als wäre ich in einem Tunnel, der mit jeder Sekunde, die verging, alles um mich herum zu verschlingen schien.

Wegen dem Sack über dem Kopf konnte ich zwar sowieso nichts sehen, doch in mir fühlte es sich genauso leer an wie mein Blickfeld war.

Während ich vorwärts gezogen wurde und jeder meiner Schritte eher einem Stolpern als einem Gehen ähnelte, hörte ich, dass der Betriebsleiter irgendwo ne-

ben mir etwas sagte. Aus dem Gespräch konnte ich heraushören, dass wir zu meinem Spint liefen, welchen der Betriebsleiter mit einem Zentralschlüssel öffnete.

Ich war so wirr, dass ich mir nicht einmal erklären konnte, weshalb die jetzt etwas aus meinem Spint haben wollten. Und das auch noch, ohne meinen eigenen Schlüssel zu verwenden. Ich konnte hören, dass die Personen neben mir eine Sache nach der anderen aus meinem Fach herausschleuderten und ich vermutete, dass schlussendlich nichts mehr drinnen war. So schnell ging das, alle Wertsachen in den Händen eines anderen. Das war nicht der Sinn eines Spints – eigentlich. Aber von „eigentlich“ war hier wohl schon lange nicht mehr die Rede.

Mit jeder Sekunde, die verging, fühlte sich die Situation unerträglicher an. Ich hatte keine Ahnung, was jetzt mit mir passieren würde, wie es weiterging.

Was wussten diese Kerle? Und vor allem: Wie viel wussten sie?

Ich war mittlerweile schon so verrückt im Kopf, dass ich mich fragte, wieso die Idioten denn so ein Drama machten und hier reingestürmt gekommen waren. Hätten mich ja anrufen können, dann wäre ich zu denen gegangen. Das wäre weniger Aufruhr gewesen. Natürlich ist mir heute klar, dass denen so was von egal war, ob diese Situation ruhig ablief oder nicht – die wollten mich einfach schnappen. Aber zu dem Zeitpunkt konnte ich eins und eins nicht mehr zusammenzählen.

Erneut riss jemand an meiner Schulter und in einem rauen Ton gab er mir zu verstehen, dass ich weiter zu laufen hatte. Und dann, nach einigem weiteren Herumstolpern, spürte ich, dass mein Kopf runtergedrückt und ich in ein Auto verfrachtet wurde. Mir wurde der Sack wieder abgezogen und jetzt konnte ich seit einigen Minuten zum ersten Mal wieder sehen. Während meine Augen versuchten, sich wieder an die Helligkeit zu gewöhnen, sah ich mich im Auto um und nahm drei Polizisten wahr, die gerade einstiegen – zwei vorne und einer neben mir.

„Fresse halten!“, war das Einzige, was ich zu hören bekam.

„Ich habe ja gar nichts gesagt, du Arsch.“ Das habe ich mir selbstverständlich nur gedacht, denn ich bekam immer noch kein Wort raus – und ich wusste, dass schlussendlich nicht sie die Bösen hier waren.

Ich kann nicht in Worte fassen, wie sehr ich mich in diesem Moment geschämt habe. Tausende Gedanken schossen mir durch den Kopf. Wie erkläre ich das meiner Freundin. Ich wurde innerlich panisch und fragte mich, wie sie die Sache aufnehmen würde. Sie wusste nichts von all dem. Scheiße. Verdammt. Ich würde vermutlich nicht einmal die Gelegenheit bekommen, es ihr selbst zu sagen. Das war das Schlimmste an dem Ganzen.

Nach einigen Minuten Fahrt, während welcher meine Gedanken mich beinahe umzubringen schienen, kamen wir vor einer Tiefgarage an, in welche wir

hineinfuhren. Mir war während der Fahrt aufgefallen, dass mich mehr als nur ein Polizeiauto voll Polizisten (insgesamt sogar drei, wenn ich mich recht erinnere) abgeholt hatten. Deswegen die vielen Stimmen.

Als alle geparkt hatten, wurde ich aus dem Auto gezerrt und von vier Beamten durch einen Gang gezogen. Für den Bruchteil einer Sekunde überlegte ich, ob ich wohl eine Chance gegen alle vier hatte. Doch dieser Gedanke war selbstverständlich absurd und ich schob ihn schnell wieder beiseite. Jetzt war es schon lange zu spät. Ich war geschnappt geworden und befand mich bereits auf dem Revier der Polizisten. Keine Chance mehr für mich. Und ganz egal wohin ich schaute, überall waren Kameras. Wenn das hier Big Brother gewesen wäre, dann hätte ich zu hundert Prozent den Titel des Ehrengasts bekommen. Das mag sich vielleicht witzig anhören, aber in dem Moment war mir kein bisschen zu Spaßes zumute gewesen.

Ich musste immer und immer wieder an Conny denken. Ich wollte sie anrufen, ihr Bescheid geben, dass ich hier war. Und wieso ich hier war. Ich war ihr eine Erklärung schuldig.

Der Flur schien so unendlich lang zu sein: Während wir ihn entlangliefen, hatte ich das Gefühl, er würde nie enden, und die Zeit schien hundert Mal langsamer zu vergehen, als sie das normalerweise tat. Es war ein schreckliches Gefühl. Als wir endlich in so etwas wie einem Büro angekommen waren, versuchte ich wieder einen klaren Kopf zu bekommen, doch in

mir kreisten immer noch tausende Gedanken, welche ich nicht zu stoppen vermochte. Als mir diese grauenhaften Handschellen von einem der Beamten entfernt wurden, hatte ich einen kurzen Glücksmoment – immerhin durften meine Arme wieder Freiheit genießen. Erstmal. Einer der Polizisten sah mich eindringlich an und fragte dann nach, ob ich mir vorstellen könne, wieso ich hier war.

„Also, eigentlich nicht ...“, brachte ich mit Mühe heraus.

„Es gibt einen internationalen Haftbefehl“, erwiderte er.

In meinem Kopf blieb das Wort „international“ hängen. Hatte ich es so weit getrieben, dass ich nun ein Krimineller war, der international gesucht wurde? Als ich es geschafft hatte, meine Aufmerksamkeit wieder dem Polizisten zuzuwenden, anstatt mich in meinen Gedanken zu verlieren, begann er die ganzen Delikte vorzulesen, welche mir unterstellt wurden. Er las und las und las und es schien einfach kein Ende zu nehmen. Danach sah er mich wieder an und wartete auf meine Reaktion.

Ich sah ihn ungläubig an und brachte nicht mehr raus als: „Das soll alles ich gewesen sein?“

Mir blieb erneut die Spucke weg und langsam begann ich zu begreifen, dass die Situation sehr ernst war und vermutlich nicht in naher Zukunft zu einem Ende kommen würde. Und daraufhin gab mir der Beamte auch gleich zu verstehen, dass ich erst mal nicht

nach Hause gehen wollen musste. Hatte ich mir fast gedacht.

Das Einzige, was ich jetzt noch mit erbärmlich zitteriger Stimme rausbrachte, war die Frage: „Darf ich bitte meine Freundin anrufen und ihr Bescheid geben?“

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich eine Einwilligung bekam und dann ließen sie mich ans Telefon.

Als ich Connys Stimme hörte, musste ich sofort anfangen zu weinen und sie antwortete mir nur, ich solle mich nicht verkopfen.

Heute weiß ich, dass zu dieser Zeit die Kriminalpolizei bereits bei mir zu Hause gewesen war.

Eine Stunde später fiel die Zellentüre hinter mir ins Schloss und ich sackte erschöpft zusammen. Ich konnte meine Gefühle nicht mehr unter Kontrolle halten und weinte einfach los, eine gefühlte Ewigkeit lang. Als ich keine Tränen mehr übrig hatte, die ich rausweinen konnte, zog ich die Arbeitskleidung aus und legte mich in das Bett, welches in der Zelle stand. Ich war so unglaublich erledigt von diesem Tag, dass ich ein riesiges Bedürfnis nach Schlaf hatte. Doch eine ruhige Nacht schien mir nicht gegönnt zu sein, denn ich schlief sehr schlecht, wachte immer wieder auf und war jedes Mal erneut den Tränen nahe, als ich realisierte, dass das hier kein Traum war.